

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Pilzkunde = Bulletin suisse de mycologie
Herausgeber: Verband Schweizerischer Vereine für Pilzkunde
Band: 55 (1977)
Heft: 5

Artikel: Erste Frühlingsboten
Autor: Weiss, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-937357>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erste Frühlingsboten

Die erste warme Märzsonne hat auch uns aus der Stube gelockt. Gemütlich schlurften Dorli und ich durch das dürre Buchenlaub, das bei jedem unserer Schritte raschelt. Wir sind ja keine Jäger im eigentlichen Sinne, wir müssen unser «Wild», die Blumen und Pilze, nicht «unter dem Wind» anschleichen. Man darf uns schon hören, denn das, was wir stehlen, ist noch erlaubt.

Aber dem Eichelhäher passt es gar nicht, dass wir solche geräuschvolle Furchen ziehen in den schönen Waldteppich. Mit lautem «Rätsch! Rätsch!» macht er seinem Unmut Luft. Nur den Kleiber stören wir nicht; ab und zu ertönt sein helles «Tüit! Tüit!» aus der Krone eines Baumes. Ich pfeife nun ebenfalls, und siehe da, der Vogel kommt näher. Er glaubt, ein Rivale sei in sein Jagdrevier eingedrungen. Dabei wollte ich nur sein Hochzeitskleid (Brutkleid) bewundern, aber auch seine Kletterkünste. Mit einer Behendigkeit ohnegleichen späht er in jede Baumritze. Ob mit dem Kopf nach unten oder nach oben, gepfiffen wird immer. Ihm sprudelt sozusagen das Herzlein über, die warme Sonne, der bevorstehende Frühling, die kommende Hochzeit, er möchte es aller Welt mitteilen, dass er glücklich ist.

Nicht nur die Spechtmeise, auch Dorli und ich geniessen die erste Sonnenwärme. Auf der erhöhten Uferkrete sitzen wir auf einer gefällten Eiche. Wir haben von hier oben eine schöne Aussicht auf den Rhein. Zwischen Uferabhang und dem Hochwasserdamm hat es grössere Tümpel, die durch Querdämme wiederum unterteilt sind. Durch den Bau des Dammes sind hier «Altläufe» und Lagunen entstanden, die zum Teil keine offene Verbindung mehr zum Fluss haben. Auf dem gegenüberliegenden Ufer sehen wir die Thurmündung, beidseits eingerahmt von schönem Schachen- und Auenwald. Links sehen wir die wenigen Häuser von Ellikon, rechts die Giebel von Flach, dahinter die Umrisse des Irchelwaldes.

Vom Reiz dieser Landschaft am Fluss fühlen wir uns beide immer wieder angezogen. Das hier ist noch Landschaft. Der Fluss, der sich noch ruhig und ungestört um die Hügel windet, ist noch Tummelplatz für unsere Wasservögel. Noch keine Schleppkähne und Schiffs sirenen stören diese Stille. Auch keine Kamine von chemischen Fabriken oder Tankanlagen von Benzin-Importfirmen stehen am Ufer. Noch können wir am Flussufer liegen und dösen, das beruhigende Geräusch von fliessendem Wasser auf unsere strapazierten Nerven einwirken lassen.

Wir stöbern weiter, kreuz und quer. Was wir alles finden, das möchte ich verraten. Soweit meine Kenntnisse ausreichen, will ich es auch erklären.

Wir befinden uns hier in einem Buchenwald, der von Föhren, Rottannen und Eichen durchsetzt ist. In der heutigen Forstwirtschaft ist man ja davon abgekommen, lauter Monokulturen anzulegen, bei der nur eine Baumart vorherrscht. Das Risiko, dass die Bäume durch Schädlinge zerstört würden, ist zu gross. Hier stehen Bäume in jeder Altersstufe, vom Jungholz bis zum schlagreifen Stamm – ein Zeichen, dass der Wald genutzt wird. Der Fachmann spricht dann von einem Plentnerwald.

Was mir als erstes auffällt, sind die grossen weissen Teppiche, die hier das Buschwindrösli (*Anemone nemorosa*) bildet. Es streckt seine Blüte immer der Sonne zu. Seine weissen «Perigonblätter» sind äusserlich rötlichblau überhaucht. Am Abend schliesst sich die Blüte wieder. Das Blümlein gehört zu den Frühblühern; sie blühen vor dem Laubaustrieb der Bäume. Denn sie müssen soviel wie möglich an Sonnenenergie hamstern, um einen Stärkevorrat bilden zu können für das nächste Frühjahr. Diese Stärke wird im Wurzelstock oder Rhizom eingelagert; dies ist das Überwinterungsorgan, das mehrere Vegetationsperioden überdauern kann.

Einen Buchenwald ohne Seidelbast (*Daphne mezereum*) könnte ich mir gar nicht vorstellen. Weil er so auffallend rote Blüten hat, sieht man ihn auch schon von weitem im kahlen Wald. Betrachtet selbst einmal einen Strauch genauer: die Spuren der Misshandlungen verwachsen nicht so schnell. Die Frage, warum der Strauch immer seltener wird, erübrigt sich.

Am Rheinbord entdecken wir die Schwester vom Buschwindrösli: das gelbblühende Windrösli (*Anemone ranunculoides*). Es ist hier nicht so häufig anzutreffen wie das weisse, der Waldrand ist seine Lebenswelt. Aber noch blüht es weiter in Gelb – nein, es ist nicht der Huflattich (*Tussilago farfara*), der ist schon verblüht, dafür kommen jetzt seine Laubblätter zum Vorschein. Was wir gefunden haben, ist das Scharbockskraut (*Ranunculus ficaria*). Es gehört ebenfalls zu den Hahnenfussgewächsen. Das Eigenartige an dieser Pflanze sind ihre drei Fortpflanzungsmöglichkeiten. Erstens bildet sie Wurzelknollen, die zu selbständigen Pflanzen heranwachsen können. In den Blattachseln entstehen Brutknospen oder Brutknöllchen. Stirbt die Pflanze ab, so keimen im nächsten Frühjahr diese Knöllchen aus. Diesen beiden Fortpflanzungsmöglichkeiten sagt man vegetative (ungeschlechtliche) Vermehrung. Die Pflanze hat auch Blüten. Diese dienen der geschlechtlichen (generativen) Vermehrung. Nach der Befruchtung der Narben entstehen die Samen.

Das nächste Blümlein ist von blauer Farbe. Seinen Namen verdankt es seiner Blattform. Diese soll eine gewisse Ähnlichkeit haben mit der Leber des Menschen. Es ist das Leberblümchen (*Hepatica nobilis*). Seine lederigen Blätter überdauern den Winter; erst nach der Blüte erscheinen die jungen Blätter.

Ebenfalls von blauer Farbe ist die Blüte des Lungenkrautes (*Pulmonaria officinalis*). Es gehört in die Familie der Borretschgewächse (*Boraginaceae*); das sind die sogenannten Raublattgewächse mit der Blütenformel $\oplus K(5) [C(5)A5] G(2)$. Seine Blüten weisen auch eine Verschiedengrifflichkeit auf, um die Fremdbestäubung zu begünstigen. Mit der blauen Farbe stimmt es nur, wenn es sich um ältere Blüten handelt. Als jung ist die Kronenröhre nämlich rot. Die Farbveränderung beruht darauf, dass das Anthozyan (Farbstoff) des Zellsaftes zuerst in saurer, mit zunehmender Assimilation in alkalischer Lösung vorliegt. (Achtet im Sommer auf die grossen Laubblätter, die weisse Flecken aufweisen!)

Einen Frühling ohne Schlüsselblumen könnten wir uns gar nicht vorstellen. Schon als Kinder liebten wir sie (und rissen sie ab). Dorli und ich freuen uns heute nur bei ihrem Anblick. Wir lassen sie stehen, der nachfolgende Wanderer ist uns dankbar. Schon als Knirpse unterteilten wir sie in «Weiblein» und «Männlein».

Wie ich schon beim Lungenkraut erwähnte, kommt die Verschiedengrifflichkeit (Heterostylie) auch bei den Schlüsselblumen vor. Die Blüten mit langem Griffel haben die Staubgefässe (Antheren = Pollensäcke) im Schlund der Kronenröhre, die kurzgriffligen haben sie am Eingang zur Kronenröhre. Das Pollenkorn der kurzgriffligen Art ist grösser; es wird darum nur von der langgriffligen Art angenommen. Das Pollenkorn der langgriffligen Blüte ist kleiner und wird darum nur vom kurzen Griffel akzeptiert. Die Blütenformel der Hohen Schlüsselblume (*Primula elatior*) lautet wie folgt: Blüte radiärsymmetrisch \oplus , Kelch fünfzipfelig verwachsen $K(5)$, ebenso die Krone $C(5)$ mit den fünf Staubgefässen (Antheren) $A5$, der Fruchtknoten (Gynäzeum = G) besteht aus fünf Fruchtblättern, die ebenfalls verwachsen sind, er ist oberständig = $G(5)$. Zusammengestellt ergibt sich folgende Formel: $\oplus K(5) [C(5)A5] G(5)$.

Der Griffel, ob kurz oder lang, hat einen rundlichen Kopf, auf dem die Narbenpapillen sitzen, die wiederum lang oder kurz sind. Wenn wir das Blütendiagramm betrachten, so sehen wir, dass die Samenanlagen an einer Mittelsäule stehen. Der botanische Ausdruck lautet: Die Samen sitzen an einer zentralständigen Plazenta (= Kuchen, Scheibe, Samenleiste), ähnlich der Roten Waldnelke, *Melandrium diurnum* (Nachtnelke, die am Tage blüht). Die Frucht ist eine einfächerige Kapsel, deren Oberrand zur Reifezeit mit zehn Klappen aufspringt und zahlreiche kugelige Sämchen entlässt.

Inzwischen sind wir wieder am Wasser angelangt. Unter einer überhängenden Weide lassen wir uns nieder. Über unseren Köpfen herrscht ein kräftiges Summen, die Weide hat zum Bankett eingeladen. Der Baum wird von den anfliegenden Bienen regelrecht geplündert. Sie schlürfen nicht nur den Nektar, sie sammeln zudem noch den Pollenstaub, den sie als gelbe Höschchen in den

Stock tragen. Den Pollenstaub, auch Bienenbrot genannt, verwenden sie zur Aufzucht ihrer jungen Brut. Weil die Bienen in der Zeit der Hochkonjunktur (Frühling und Sommer) keine «Saisonniers» oder Fremdarbeiter einstellen dürfen, sind sie auf die eigene Nachkommenschaft angewiesen. Darum sollten wir Menschen es unterlassen, die Weiden der Kätzchen wegen zu plündern.

Das Holz der Weide taugt nicht viel; die Ruten von einzelnen Arten werden zu Korbwaren verarbeitet. Doch mit ihren Wurzeln trägt sie viel zur Festigung der Uferböschung bei. Einzelne Arten können zu stattlichen Riesen heranwachsen, die meist an Gewässern stehen. Unter ihnen gibt es auch Zwerge, die zum Teil ein karges Dasein fristen, sei es im Moor oder an der Schneegrenze der Bergregion.

Die Weiden gehören zu den zweihäusigen Pflanzen, das heisst, ein Baum besitzt nur männliche (♂), der andere nur weibliche (♀) Blüten. Sie werden nur von Insekten bestäubt, wie Bienen, Hummeln, Fliegen, Käfern und Schmetterlingen. Die Weiden sicher zu bestimmen, ist sehr schwierig, da es zahlreiche Bastarde gibt.

Im Gegensatz zu den Weiden gehören die Pappeln zu den Windblütlern, wie der Haselstrauch, die Erlen, Birken, Nadelhölzer und Gräser. Die meisten von ihnen nutzen die Zeit vor dem Laubaustrieb, um ihren Pollenstaub an die «Frau» bzw. Narbe zu bringen. Von der Schule her wissen wir noch, dass die Hasel bereits im Februar stäubt – mit dem Unterschied, dass die Pflanze zweihäusig ist. Die Weiden wie die Pappeln werden meist durch Stecklinge vermehrt und in Baumschulen gezüchtet. Der Same ist nicht lange lebensfähig, da er keinen Stärkevorrat besitzt wie zum Beispiel die Eichel oder das Buchnüssli. Dafür werden mehr Samen produziert, die dazu noch mit einem Flugapparat ausgerüstet sind, der sie befähigt, über grosse Strecken hinweg verbreitet zu werden. Der Pollenstaub der Windblütler ist glatt, rund und trocken, staubartig (Schwefelregen der Nadelhölzer).

Unsere Schachen- oder Auenwälder sind selten geworden. Doch hier an der Thur, möchte ich sagen, hat es noch Auenwald mit Schilf, Katzenschwanz, Spierstauden, Goldruten und dergleichen zwischen den Stämmen. An Baumarten finden wir Weiden, Erlen, Birken, Eschen, Pappeln, einzelne Stieleichen, Kiefern, Rottannen und viele Sträucher.

Die Erlen finden wir überall den Flussläufen entlang. Sie gelten als Pionierpflanzen, die sogar noch auf staunassen Böden gedeihen können. Die Ursache, warum sie das überhaupt können, ist die: Der Baum lebt in Symbiose mit Strahlenpilzen (*Actinomyceten*). Das sind aber keine Pilze im wörtlichen Sinne, sondern mehr «bakterienähnliche» Lebewesen. (Der Tuberkulose-Bazillus des Menschen gehört in die Nähe dieser Strahlenpilze.) Durch Mithilfe dieser Strahlenpilze ist es der Erle möglich, den Kohlenstoff der Luft zu binden. An den Wurzeln bilden sich Knöllchen, welche die Grösse eines Tennisballes erreichen können. Hier wird der Kohlenstoff in Form von Stickstoff eingelagert. Damit wird der Boden «chemisch» vorbereitet, dass sich nachher auch andere Pflanzen ansiedeln können. Nicht nur die Erlen, auch viele Hülsenfrüchtler (Leguminosen) leben in Symbiose mit sogenannten Knöllchenbakterien aus der Gattung *Rhizobium* (*leguminosarum*). In den deutschen Braunkohlengruben, die bekanntlich oberirdisch ausgebeutet werden wird als Pionierpflanze die Lupine angesät, um den Boden für andere Pflanzen vorzubereiten.

Meistens finden wir die Grau- oder Weisserle (*Alnus incana*). Die Schwarzerle (*A. glutinosa*), treffen wir in jungen Beständen bei der unteren Thurbrücke an. Die Grün- oder Alpenerle (*A. viridis*), wie es der Name schon andeutet, wächst nur in der Bergstufe.

Auf dem Damm begegnen wir einem unscheinbaren Pflänzlein, dem Milzkraut (*Chrysosplenium alternifolium*), das zur Familie der Steinbrechgewächse (*Saxifragaceae*) gehört. Ein verspätetes Schneeglöggli (*Galanthus nivalis*) sehen wir zwischen den jungen Eschenstämmchen blühen. Es stammt aus der Familie der Narzissengewächse. Sie unterscheiden sich von den Lilien durch ihren unterständigen Fruchtknoten ($G(\bar{3})$). Im Schutze eines Reisighaufens blüht schon di

Zypressen-Wolfsmilch (*Euphorbia-Cyparissias*). Die Pflanze wird gern vom Erbsenrost befallen (Zwischenwirt), der sie dann ganz verunstaltet, indem die Seitentriebe ganz unterdrückt werden. Es handelt sich um die Rostpilze *Uromyces scutellatus* und *alpestris*, wer sie einmal mikroskopieren möchte.

Ab und zu finden wir auch Pilze. Es sind aber keine Märzellerlinge (*Hygrophorus marzuolus*). Auf dem Uferdamm entdeckt Dorli Becherlinge in Scharen. Sie wachsen auf alter Schilfstreu, zwischen Buschwindrösli. Sie sehen wie Fingerhüte aus. Ob es der Anemonenbecherling ist? Ich zweifle, der kommt doch erst im April und Mai? Ich packe zwei Exemplare ein. Für diesen Zweck habe ich immer Plastischachteli und alte Film Dosen bei mir. Daheim kann ich dann in aller Ruhe mit Hilfe der nötigen Bestimmungsliteratur den Versuch machen, den Pilz genauer zu bestimmen (oder auch nicht). Wäre es der Anemonenbecherling, so müsste ich unter den Schmarotzerbecherlingen (*Sclerotinia*) suchen. An einer umgestürzten Erle wachsen mehrere Exemplare des Rotrandigen Baumschwammes (*Fomitopsis pinicola*). Aus einem alten Fruchtkörper hat sich ein neuer entwickelt, der rechtwinklig vom alten Fruchtkörper absteht, aber waagrecht zum Boden weiterwächst. Die Sporen des Pilzes fallen somit theoretisch wieder senkrecht zur Erde. Das wird zwar kaum der Fall sein, denn der kleinste Luftstrom genügt, um sie wegzutragen.

Ich bin mit Fotografieren überbeschäftigt, und schon ruft Dorli wieder: «Walti, komm! Walti, was ist das?» – «Fragen darfst du schon, aber ein wanderndes Pilzlexikon bin ich doch nicht!» An einem dünnen Baum, der von Spechten schon arg traktiert worden ist, hat sie wiederum Porlinge entdeckt. Es sind dünne, flache, trametenartige (halbkreisförmige) Fruchtkörper. Ja, was sagt der kluge Hausvater? denke ich; zu oft habe ich mich schon blamiert; sei vorsichtig, entweder *rubescens* oder *confragosa*? «Die Rötende Tramete könnte es sein!» entgegne ich schlussendlich. Beim Anfassen röten die hellen Poren (sie können radiär-gestreckt, ja sogar lamellenartig ausgebildet sein). Sie wachsen hauptsächlich an Erlen und Weiden.

Ein Baum des Auenwaldes ist auch die Birke; wenige Arten bevorzugen auch den Moorboden. Doch hier stehen stattliche Bäume, die vom Birkenporling (*Piptoporus betulinus*) noch nicht befallen sind. Der Pilz befällt meistens Bäume, die auf hohem Grundwasserspiegel stehen. Er braucht eine enorme Wasserzufuhr, um zu fruchten. An Nadelhölzern finden wir unsere Gemeine Föhre (*Pinus silvestris*), die an nassen, trockenen und warmen Standorten gedeiht. Wir treffen sie vom Rhein bis hinauf in die Alpen. Höchstens mit dem Unterschied, dass sich die Form oder der Wuchs irgendwie verändert oder anpasst an die Umgebung oder klimatischen Verhältnisse. Am sonnigen Rheinbord wächst auch der Reckholder, auch Gemeiner Wacholder genannt (*Juniperus communis*), der die warme Sonne genießt, solange die umstehenden Bäume noch kein Laub haben. Wie könnte es anders sein: Dorli entdeckt einen kleinen stacheligen Strauch, der lange Dornen besitzt; er ist kaum 40 cm hoch und hat ginsterähnliche Blüten. Ich wage es nicht zu sagen, ich glaube, es ist der Kleine Zwerg-Stechginster (*Ulex nanus*). Wir merken uns seinen Standort und verlassen ihn mit der Hoffnung, in den nächsten Wochen noch einmal vorbeizukommen, um ihn eventuell an Ort und Stelle mit der nötigen Literatur sicher zu bestimmen.

Hinter dem Hochwasserdamm hat es wieder ein stilles Gewässer, das durch eine Röhre mit Flusswasser gespiesen wird. Hier entdecken wir junge Hechte, die sehr wahrscheinlich vom ortsansässigen Fischerverein hier ausgesetzt wurden. Sie verhalten sich vollkommen ruhig, hinter und zwischen den watteförmigen Algen stehen sie. Die Algen wirken gegenüber ihrer Umgebung sozusagen wie Radiatoren, sie nützen die erste warme Märzsonne, um zu assimilieren. Sie geben dadurch auch an ihre Umgebung Wärme ab. Das merken eben auch die kleinen Hechte; aber die Tarnung mag auch eine gewisse Rolle mitspielen.

Von der Algenwatte nehme ich eine kleine Probe mit nach Hause, um sie unter dem Mikroskop zu betrachten. Vielleicht ist es wiederum die Schraubenalge (*Spirogyra*), die ich von früheren Untersuchungen her kenne. Diese Art bevorzugt nämlich solch stille Gewässer und Feuerweiher, auch die frühe Jahreszeit spricht für sie.

Dass die Grasfrösche schon an ihre Nachkommenschaft gedacht haben, das beweisen die grossen Laichklumpen, die hier im seichten Wasser hängen. Ein Weibchen kann 2800–4000 Eier erzeugen, nur ein kleiner Prozentsatz davon wird das Glück haben, hier in diesem Tümpel selbst einmal zu laichen. Als einzigen Vertreter dieser bedrohten Tierwelt finde ich im Schutze eines alten Weidenstockes einen kleinen Bergmolch. Sicher hat er hier überwintert. Die Fortpflanzung der Molche findet auch im Wasser statt. Sie gehören zu den Schwanzlurchen wie die Salamander.

Auch die Eidechsen sind aus ihrem Winterschlaf erwacht. Sobald wir uns bewegen, huschen sie in ihre Schlupfwinkel zwischen den grossen Quadersteinen, die den Damm bilden. Auf der Wasseroberfläche des Stromes entdecken wir einen toten Schwan. Den Kopf im Wasser, so gleitet er an uns vorüber. Seine weissen Federn sind noch sauber, ob er wohl von einem Nebenbuhler erschlagen wurde? Denn weiter flussaufwärts sehen wir ein Schwanepärchen, das immer wieder die Häuse aneinander emporreckt, ein sicheres Zeichen, dass sich der Frühling auch bei Familie Schwan bemerkbar macht. Ausser Stockenten, Möwen, Blässhühnern und Zwergtauchern hat es keine weiteren Schwimmvögel auf dem Wasser. Weiter flussabwärts hat es eine grosse Bresche im Damm, das Flusswasser bildet dadurch eine grosse Lagune. Hier sehen wir Haubentaucher, Tafel- und Reiherentli. Auf dem Damm zwischen Fluss und Hinterwasser stehen grosse Eschen und Pappeln. Auf diesen Bäumen hat es grosse, von Graureihern besetzte Nester. Auch einzelne Elsternester können wir sehen, die Bäume sind ja noch unbelaubt.

Bald sind wir beide übersättigt von all den schönen Eindrücken. Die Aufmerksamkeit lässt nach. Die Zwischenhalte werden kürzer, der Kopf und der Rucksack immer schwerer. Wir haben nur noch ein gemeinsames Endziel: den Bahnhof von Rafz. Im Zuge freuen wir uns wie kleine Kinder über das Erlebte, aber auch schon wieder auf die nächste Wanderung, auf das nächste Wiedersehen mit dem schönen Rhein. Uns bleibt die Hoffnung, dass wir dann von der Singdrossel, dem Pirol und der Nachtigall empfangen werden. Dass ich auch einige Morcheln «stehlen» kann, ohne dass mir die lieben «Mitesser» (Mitmenschen) zuvorgekommen sind. Auch ich bin und bleibe schliesslich nur ein *Egoist* (= Mensch).

Walter Weiss, Zürich

Briefe aus der Provence (IV)

Auch in diesem Jahr fanden sich die Pilzfreunde von Avignon und Umgebung zu einer Exkursion zur Mittelmeerinsel Porquerolles zusammen. Wieder auf der Suche nach Morcheln. Umsonst. Die Morcheln scheinen die Trockenheit des Vorjahres genau so übelgenommen zu haben wie die Trüffel. Der Freitagmarkt in Carpentras, der sonst mit seinem Duft die halbe Stadt erfüllte, ist um zehn Uhr abgeklungen. Nur noch einige wenige Sammler mit ihren kleinen Säckchen voll noch kleinerer Trüffel warten auf Käufer. Für grosse reife Früchte werden 400–500 Francs geboten, für die kaum nussgrossen wesentlich weniger.

Was gibt es also Neues zu berichten? Keine Morcheln, keine Trüffel ... Zum Glück sind die Pilze vielseitige Geschöpfe, die sich auch hier auf mancherlei Art bemerkbar machen. Wäre ein Glas des dunkelpurpurnen Châteauneuf-du-Pape ohne sie denkbar? Und gibt die «*Botrytis cinerea*» nicht auch hier, wenn auch weniger als in der Region des «Sauternes», im Elsass und im Loire-Tal, den Weintrauben die letzte Süsse? Ihre Haustorien entziehen ihr einen grossen Teil des Wassers und erzeugen die unbeschreibliche Süsse der «Edelfäule».

Damit glaube ich eine Überleitung zu meinem heutigen Brief gefunden zu haben: Weine der Vaucluse. Vielleicht mag dieser Bericht über «Pilze» manchen meiner Freunde enttäuschen. Für mich jedenfalls war die Einladung zu einer «Dégustation» in dem berühmten Weindorf Gigondas ein erfreulicher Glücksfall.